

"Himmel und Hölle" : die gespaltene Wahrnehmung des Drogenproblems in der modernen Gesellschaft

Autor(en): **Tanner, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **82 (1995)**

Heft 1: **Drogenprophylaxe**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-526085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Himmel und Hölle»

Die gesplante Wahrnehmung des Drogenproblems in der modernen Gesellschaft

Droge ist nicht immer gleich Droge. Dies ist das Fazit der Studie von Jakob Tanner. Sein Aufsatz zeigt auf, wie Drogen in der Kultur verwurzelt sind und dabei eine ganz unterschiedliche gesellschaftliche Bewertung erfahren können.

Unsere leistungsgetrimmte und gleichzeitig auf Komfort ausgerichtete Konsum- und Freizeitgesellschaft kann offenbar auf berauschende, bewusstseinsverrückende, anregende, beruhigende und heilende Stoffe so wenig verzichten wie jede andere Gesellschaft das bisher gekonnt (oder gewollt) hat. Im Gegenteil muss von diesen Substanzen eine grosse Faszination ausgehen, denn die entsprechende Nachfrage nimmt noch immer laufend zu. Und nicht nur das! Auch scheinbar ganz gewöhnliche Güter (das Auto z.B.) und Verrichtungen (die Arbeit, das Essen, das Spielen z.B.) haben inzwischen den Charakter einer «Droge» angenommen und werden von Sozialpsycholog/inn/en mit «Suchtverhalten» in Verbindung gebracht. Gleichzeitig sind wir geneigt, in den Drogen eine Anomalie wahrzunehmen. Sie sind zum Zeichen dafür geworden, dass etwas nicht stimmt bei uns (oder mit uns). Dieser widersprüchliche Befund bereitet heute vielen Schwierigkeiten.

Legale Genussmittel versus illegale Rauschgifte

Weshalb begegnen wir Drogen mit einer derartigen Mischung von Faszination und Ablehnung? In seinem inspirierenden Buch «The Alchemy of Culture» verfolgt Richard Rudgley die religiöse Bedeutung und den rituellen Gebrauch berauschender, wahrnehmungsverändernder Mittel durch die Jahrtausende. Dieser historische Tiefenblick führt ihn zur ernüchternden Einsicht, unsere noch gar nicht so alten westlich-industriellen Gesellschaften stellten eher unspezifische Ausnahmefälle dar. Mit dem Aufstieg dieses Zivilisationsmodells sei spirituelle, transzendente Dimension von wahrnehmungs- und bewusstseinsverändernden Drogen und ihre Einbindung in einen sozial kontrollierten, rituellen Gebrauch aufgelöst oder in subkulturelle Bereiche abgedrängt worden. Bestimmte Stoffe mit wahrnehmungs- und stimmungsverändernder Wirkung, v.a. Alkohol und Tabak, wurden, nachdem sie über Jahrhunderte hinweg die gesellschaftlichen Autoritäten immer wieder in helle Aufregung versetzten, im Verlaufe des 20. Jahrhunderts zu ganz normalen Bestandteilen eines säkularisierten Konsumverhaltens. In schroffer Absetzung dazu sind andere Drogen – die sogenannten «Betäubungsmittel» oder «Rauschgifte» – im selben Zeitraum in einer Weise stigmatisiert worden, dass ein sinnvoller, sozial kontrollierter Umgang mit ihnen gar nicht mehr möglich erscheint.

Ein sinnvoller, sozial kontrollierter Umgang mit «Rauschgiften» erscheint gar nicht mehr möglich.

*Nur eine Gesellschaft,
die viele Drogen,
etwa Tabak und
Alkohol, entproble-
matisiert, ist in der
Lage, andere Drogen,
z. B. Cannabis, zu
verteufeln.*

In der öffentlichen Diskussion über Drogen ist diese Spaltung beinahe perfekt und die entsprechenden Wertungen sitzen tief. Als vor einem Jahrzehnt das Bundesamt für Gesundheit ein erstes Mal den Versuch unternahm, den in gesundheitlicher Hinsicht vergleichsweise schädlichen Zigarettenkonsum in den Drogenbericht zu integrieren, reagierte eine ganze Branche indigniert und startete eine Werbekampagne unter dem Motto: «Wir sind keine Drogenhändler». Und da Alkohol selbstverständlich eine Droge ist, wäre es unter wissenschaftlichen Vorzeichen durchaus angebracht, einen weintrinkenden Bundesrat als «Drogenkonsumenten» zu bezeichnen – aufgrund der semantischen Besetzung dieses Begriffs, d. h. aufgrund seiner Konnotation mit einem gravierenden Problem, würde diese Wortwahl allerdings Verwirrung stiften. Es ist bei uns nicht vorgesehen, dass Regierungsmitglieder Drogen konsumieren. Das Sprechen über Drogen folgt so einem semantischen Doppelstandard, der wiederum Ausdruck ungleicher Definitionsmacht ist. Die Aufspaltung des Problems in eine Ebene, in dem es vor allem um Geselligkeit, Lebensgenuss und *savoir vivre* geht, und in eine andere, wo von Sucht, Krankheit und Selbstzerstörung die Rede ist, führt zu einer ganz unterschiedlichen sozialen Bewertung von Menschen, deren gemeinsames Schicksal es dann sein kann, dass sie an den nichtintendierten Nebenwirkungen des Gebrauchs von Genussmitteln frühzeitig sterben. Dabei besteht durchaus ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Ebenen: Nur eine Gesellschaft, die viele Drogen entproblematisiert und z. B. Tabakrauchen oder Weintrinken mit hoher sozialer Akzeptanz ausstattet, ist in der Lage, andere Drogen, z. B. Cannabisgenuss, zu verteufeln und zu verbieten. «Legale» und «illegale» Drogen erweisen sich damit als zwei sich ergänzende und stützende Komponenten unseres ganz spezifischen Umgangs mit Drogen.

«War on drugs», gesellschaftliche Normalität und Abwehr des Fremden

Es erstaunt vor diesem Hintergrund nicht, dass der Begriff «Drogen» im Alltagsverständnis und in der medialen Berichterstattung meistens unwillkürlich auf die illegalen Substanzen reduziert wird. Diese werden schon allein durch ihren rechtlichen Status zu einem Problem gemacht und sind auf tiefsitzende Abwehrhaltungen und Feindbilder bezogen. 1971 deklarierte der damalige US-Präsident Nixon die «Rauschgifte» zum Staatsfeind Nr. 1, und seit damals herrscht auch in Europa eine Art Daueralarmstimmung. In der Schweiz sollte mit der Revision des Betäubungsmittelgesetzes von 1975, in der erstmals auch der Konsum zum kriminellen Tatbestand gemacht wurde, einer als bedrohlich empfundenen Ausbreitung der «Drogen» ein Riegel geschoben werden. Das Anziehen der Repressionsschraube hat aber auch hierzulande gerade das Gegenteil bewirkt: Es entstanden blühende Schwarzmärkte, die Rekordprofite mit hohen Zuwachsraten kombinierten. Das war (und ist) eine geradezu ideale Situation für risikofreudige Händler, die gerne rasch reich werden und (in Übereinstimmung mit einer weit verbreiteten Haltung) Geschäft und Moral trennen. Kein Wunder, dass die von Staates wegen zuständigen Instanzen den Eindruck gewinnen mussten, dieses «Drogenproblem» sei ihnen rettungslos über den Kopf gewachsen. Zudem machen Umfragen in der schweizerischen

Bevölkerung deutlich, wie sehr sich die Sorgen von Bürgerinnen und Bürgern an diesem Problem kristallisieren und wie stark es (etwa verglichen mit dem Alkohol-, Tabak- und Medikamentenmissbrauch und anderen sozialen Problemen) in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken vermochte. «Letten» ist inzwischen eine emotional aufgeladene Chiffre für diese Problemfokussierung auf «Drogen» geworden.

Die Leute, die (aus welchen Gründen auch immer) illegale Drogen konsumieren, verschwinden so im Schatten einer symbolischen Auseinandersetzung. Die «Drogenszene» eignet sich ausgezeichnet als Projektionsraum für kollektive Ängste und Hoffnungen, und das macht auch ihren Sensationswert aus. In der öffentlichen Wahrnehmung der «Süchtigen» überwiegen dementsprechend Klischees und stereotype Bilder. Die illegalen Drogen werden geradezu zu einer gesellschaftlichen Institution, der die Aufgabe zukommt, die abbröckelnden Grundüberzeugungen der «normalen Gesellschaft» wiederum zu festigen. Dass der «Krieg gegen die Drogen», wie er uns seit zwei Jahrzehnten vorgeführt wird, aufgrund seiner grotesken Kontraproduktivität, die er auf Kosten der KonsumentInnen entfaltet, nicht schon längst aufgegeben wurde, hängt mit dieser gesellschaftlichen Stabilisierungs- und Orientierungsfunktion zusammen. Dies fördert eine manichäische Schwarzweiss-Malerei. In der Wahrnehmung des Drogenproblems formen sich neue Bilder der «Guten» und der «Bösen» heraus. «Wir», die Gesunden und Erfolgreichen gegen «die anderen», die süchtigen Kranken und randständigen Versager. Die illegalen Substanzen werden zu etwas Exotischem und Fremdem: Sie scheinen uns von aussen zu bedrohen, sie dringen in unsere Gesellschaft ein und zersetzen hier das soziale Gefüge und all die Tugenden, die gemeinhin mit der Qualitätsetikette «Schweiz» verbunden werden. Die Verknüpfung der Ausländerpolitik mit dem Drogenproblem ist Ausdruck dieses einfältigen binären Deutungsschemas. Im Widerschein der von «Ausländern» und «Süchtigen» bevölkerten «Drogenhölle» erstrahlt unsere von Problemen aller Art keineswegs verschonte Gesellschaft in einer Aura schöner Selbstzufriedenheit. Alarmierende Meldungen von der «Drogenfront» helfen uns, die dabei entstehende Langeweile zu bekämpfen.

Die illegalen Drogen werden geradezu zu einer gesellschaftlichen Institution, der die Aufgabe zukommt, die abbröckelnden Grundüberzeugungen der «normalen Gesellschaft» wiederum zu festigen.

Drogen müssen gefährlich sein – wären sie es nicht, so geriete die eigene Welt, die Leistungsbereitschaft, all das, was unsere Gesellschaft im Innersten zusammen und am Laufen hält, ins Wanken. Das «Drogenproblem» wird so zum sozialen Code, über den die Gesellschaft in einer kulturellen Krisenlage nach neuen Verständigungsgrundlagen sucht und der es auch ermöglicht, Massnahmen wie den Griff zum Notrecht, die Einschränkung der Rechte von Ausländern, die Ausschaffung von AsylbewerberInnen, Armeeeinsätze im Innern, die Privatisierung von Gefängnissen und die administrative Zwangseinweisung von Menschen in Anstalten mit einem nationalen Ausnahmezustand zu begründen. Alle diese Vorkehrungen, die in letzter Zeit (mehr oder minder intensiv) diskutiert wurden, sind mit einer liberalen, rechtsstaatlichen Tradition nicht oder nur schwer vereinbar. Der «Krieg gegen die Drogen» lässt sich als Fortsetzung des «Kalten Krieges» mit anderen Mitteln interpretieren.

Drogen als kulturelle Konstrukte

Diese Darstellung des «Drogenproblems» sollte allerdings nicht darüber hinwegsehen lassen, dass sich hinter der Bedrohungsfiktion durchaus gravierende Probleme verstecken, die jedoch durch diese Projektions- und Ausgrenzungsvorgänge verdeckt werden. Das «Drogenproblem» ist viel breiter, als es diese Fixierung auf «Fixer» erscheinen lässt. Auch der weit- aus grösste Teil der verbotenen Substanzen (vor allem Heroin und Kokain, aber auch Cannabis und Ecstasy) wird in der Schweiz (wie anderswo) von Leuten konsumiert, die nicht speziell auffallen und als Verkörperungen des «verelendeten Süchtigen» nicht in Frage kommen. Die meisten Schätzungen gehen von einem Konsumanteil aus, der beträchtlich über 50% liegt. Diese normalisierten Gebrauchsformen sind optimal verzahnt mit dem sozialen Getriebe unserer Leistungsgesellschaft. Wir treffen hier auf Leute, die sozial integriert sind und als sehr umgänglich und kommunikativ gelten und die kaum je Schwierigkeiten mit Polizei und Justiz bekommen. Für die «recreational users» ist der Konsum von illegalen Substanzen gerade der Inbegriff einer befriedigenden Freizeitgestaltung. Andere Stoffe, vor allem Kokain, stellen demgegenüber Mittel dar, um den eigenen Lebensalltag auf das harte Anforderungsprofil des Job-Systems abzustimmen. Drogenkonsum führt hier in aller Regel nicht auf eine kriminelle Karriere, sondern unterstützt das berufliche Weiterkommen.

Es wird selten darüber berichtet, wie viele Menschen in der Schweiz sich krank oder zu Tode trinken.

Hier gibt es dann fließende Übergänge zu anderen Stoffen, die sinnvollerweise ebenfalls als Drogen zu bezeichnen sind und die genau dieselbe Funktion erfüllen: Alkohol, Nikotin, Medikamente. Obwohl diese Drogen in organophysiologischer Hinsicht in den meisten Fällen schlechter abschneiden als etwa Opiate, obwohl sie ebenfalls ein beträchtliches Suchtpotential aufweisen und von den negativen Auswirkungen, die ein exzessiver Konsum auf Persönlichkeit und Beziehungsnetz haben kann, mit den sogenannten Betäubungsmitteln vergleichbar sind oder diese noch übertreffen, kommt ihnen ein niedriger Symbol- und Sensationswert zu. Es wird selten und dann in eher sachlicher Tonlage darüber berichtet, wie viele Menschen sich in der Schweiz krank oder zu Tode trinken, wie viele durch übertriebenen oder unsachgemässen Gebrauch von Medikamenten aus dem Leben scheiden, wie viele durch desparates Kettenrauchen ihr irdisches Dasein statistisch signifikant verkürzen. Man kann sich eine mit der «Drogenszene» vergleichbare Präsenz dieser Themen in den Massenmedien nicht vorstellen. Das vom *American way of life* inspirierte «social drinking» bewegt sich seit den 30er Jahren ebenso auf einer Erfolgskarriere wie die Zigarette, deren Siegeszug weder durch den Hinweis auf gesundheitliche Schäden und die Ausdehnung von NichtraucherInnenzonen noch durch Werbebeschränkungen sowie Steuerbelastung gestoppt werden konnte; zusammen mit dem Geld gehört Tabak nach wie vor zu jenen Stoffen, die weltweit jeden Tag am häufigsten die Hand wechseln und zur Hand sind. Dieselbe Normalität wie bei vielen Genussmitteln finden wir bei den Heilstoffen. Werden moderne Menschen krank, dann stehen ihnen Ärzte zur Seite, die sich wiederum auf ein ganzes Arsenal von Medikamenten stützen. Die Arzneimitteltherapien, über die wir heute verfügen, wurden im Verlaufe des vergangenen Jahrhunderts von Universitäten und

(zunehmend wichtiger) Industrieunternehmen auf wissenschaftlicher Grundlage entwickelt und zur Marktreife gebracht. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts war eine rasch zunehmende Anzahl von Chemotherapeutika, Schmerz- und Beruhigungsmitteln, fiebersenkenden und krampflösenden Medikamenten verfügbar; nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Antibiotika, Psychopharmaka und Antistress- sowie Gemütsaufheiterungstabletten auf Benzodiazepinbasis (insbesondere das Valium) dazu.

Viele dieser Genuss- und Heilmittel erfreuen sich einer hohen Beliebtheit, weisen jedoch ein beträchtliches Abhängigkeitspotential auf; die Grenze zwischen suchtbildenden und diesbezüglich unproblematischen Drogen ist überhaupt nicht deckungsgleich mit der Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Mitteln. Dies zeigt, in welchem Ausmass die Wahrnehmung und Deutung all dieser Substanzen kulturell modelliert ist. Drogen sind, mit anderen Worten, kulturelle Konstrukte. Wenn diese Stoffe aber nicht aus sich selber heraus, d. h. von ihren chemischen Eigenschaften und ihren pharmakodynamischen und physiologischen Wirkungen her verstanden werden können, dann wird das Problem erst richtig kompliziert. Denn mit einfachen Formeln ist dann nichts mehr zu machen. Drogen (im weitesten Sinne) erweisen sich vielmehr als multifunktionale und mehrwertige Stoffe mit verschiedensten Bedeutungsfacetten: Sie dienen und dienen als Genuss-, Heil- und Nahrungsmittel, als Medien für Rituale sowie als Sucht- und Fluchtstoffe. Ob ihnen religiöse Verehrung entgegengebracht wurde, ob sie frontal abgelehnt und verteufelt wurden, ob sie als Bestandteil einer konformen Konsumkultur fungierten oder ob sie mit Heilung von Krankheit, Flucht in alternative Realitäten (z. B. Traumwelten) oder Aufhebung von Zwängen in Verbindung gebracht wurden: Das hängt einerseits von den konkreten (und ganz unterschiedlichen) Verwendungsformen und damit von individuellen Präferenzen und von der Selbstdefinition sozialer Gruppen ab. Andererseits geht es um die soziale Nachfrage nach Sinn, die wiederum eng von der Machtstruktur einer Gesellschaft und von den hier angewandten Herrschaftstechniken abhängt.

Die Grenze zwischen suchtbildenden und diesbezüglich unproblematischen Drogen ist überhaupt nicht deckungsgleich mit der Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Mitteln.

«Chemische Türen» und «Pforten der Wahrnehmung»

Anstatt uns weiterhin auf eine enge Definition der Drogen (im Sinne des Betäubungsmittelgesetzes) festzulegen, sollten wir versuchen, den Horizont der Problematik auszuweiten (was zur Folge haben kann, dass wir uns als Teil davon begreifen lernen). Eine zentrale Frage ist dabei jene nach den Gründen des unstillbaren Verlangens auch der modernen, rationalen, produktiven, wachstumsorientierten Industriegesellschaft nach «künstlichen Paradiesen». Mit diesem Thema hat sich (unter anderen) der Schriftsteller Aldous Huxley befasst. Dieser Autor, der mit seinem 1932 publizierten ironisch-sarkastischen Zukunftsroman «Schöne Neue Welt» bekannt wurde, veröffentlichte Mitte der 50er Jahre unter dem Titel «Die Pforten der Wahrnehmung» einen Bericht über seine Erfahrungen mit Meskalin, dem er einen weiteren Text unter dem Titel «Himmel und Hölle» beifügte. Huxley geht davon aus, dass Menschen danach streben, «hin und wieder einen Ausflug in die Welt transzendentalen Erlebens zu unternehmen». Dieses Streben hängt mit der Erfahrung der Enge der sozialen Welt zusammen.

Die «künstlichen
Paradiese» stehen
immer auch für
Fremdheitserfahrung
und für das
Bewusstsein,
dass es noch
«etwas anderes» gibt.

Menschen sind, so Huxley, ohne die Benutzung der von ihnen selber geschaffenen Symbolsysteme, insbesondere der Sprache, nicht lebensfähig, und ihre Kultur kann nur über diese Medien tradiert werden – gleichzeitig haben diese Kommunikationscodes auch ein reduziertes, kontrolliertes Bewusstsein zur Folge; Menschen sind gewissermassen die Gefangenen ihrer eigenen Vorstellungswelten. «Die meisten Menschen führen ein schlimmstenfalls so beschwerliches, bestenfalls so eintöniges, armseliges und beschränktes Leben, dass der Drang, ihm zu entfliehen, die Sehnsucht – wenn auch nur für ein paar Augenblicke –, aus und über sich selbst hinauszugelangen, eine der vornehmlichen Begierden der Seele ist und immer gewesen ist.» Aus diesem Grunde ist es für Huxley unwahrscheinlich, dass die menschlichen Gesellschaften je imstande sein werden, «ohne künstliche Paradiese auszukommen». Diese «Paradiese» stehen immer auch für Fremdheitserfahrung und für das Bewusstsein, dass es noch «etwas anderes» gibt. Dieses «andere» ist deswegen so wichtig, weil es die Distanz schaffen kann, die allein einen klaren Blick auf das eigene Leben möglich macht. Denn was wir sind, erkennen wir nicht im Spiegel, in dem wir selber erscheinen. Wir können uns bemühen, hinter diese glatte Oberfläche zu sehen. Hier beginnt eine fremde Welt – eine andere Welt, die uns fasziniert und vor der wir uns gleichzeitig fürchten.

Dieser Zwiespalt ist grundlegend für die *Conditio humana* und damit auch für unsere eigene Lebenssituation. Wenn wir uns eingestehen, dass Leben immer ein Oszillieren zwischen einer Öffnung gegenüber dem Unbekannten und einem Rückzug auf die eigenen Sicherheiten bedeutet, können wir auch anders mit Drogen umgehen. Heute gilt es zudem zu fragen, ob die «chemische Türe in der Mauer» nicht schon längst durch virtuelle Öffnungen abgelöst wurde. Arbeiten, Statuskonsum, Geldausgeben, Karriere, Spielen, Essen, Liebe: es gibt so vieles, was Menschen mit einer Intensität tun, dass sich das Suchtmodell zur Erklärung geradezu aufdrängt. Die Droge hat sich von der Chemie emanzipiert, sie steckt in uns, auch wenn wir uns entschliessen, sie dann doch nicht einzunehmen. Das ist eine Erkenntnis, die wiederum zum Ausgangspunkt für eine Diskussion des «Drogenproblems» genommen werden könnte, die uns aus der Enge der bisher vorherrschenden Problemstellung hinausführt.

Literatur

- Amendt Günter, Die Droge – Der Staat – Der Tod. Auf dem Weg in die Drogengesellschaft, Hamburg 1992.
Böker Wolfgang/ Nelles Joachim (Hg.), Drogenpolitik wohin? Sachverhalte, Entwicklungen, Handlungsvorschläge, Bern 1991.
Camporesi Piero, Das Brot der Träume. Hunger und Halluzination im vorindustriellen Europa, Frankfurt a.M. 1990
Gelpke Rudolf, Vom Rausch im Orient und Okzident, Stuttgart 1966.
Huxley Aldous, Die Pforten der Wahrnehmung. Himmel und Hölle; Erfahrungen mit Drogen, München/Zürich 1992.
Kappeler Manfred, Drogen und Kolonialismus, Zur Ideologiegeschichte des Drogenkonsums, Frankfurt/M. 1991.
Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Hg. Gisela Völger unter Mitarbeit von Karin von Welck und Aldo Legnaro, 3 Bde., Köln 1985.
Renggli René/Jakob Tanner, Das Drogenproblem. Geschichte, Erfahrungen, Therapiekonzepte, Berlin u. a. 1994.

Rudgley Richard, *The Alchemy of Culture. Intoxicants in Society*, London 1993.

Scheerer Sebastian/ Irmgard Vogt (Hg.), *Drogen und Drogenpolitik. Ein Handbuch*, Frankfurt a.M. 1989.

Schivelbusch Wolfgang, *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel*, München, Wien 1980.

Stille Günther, *Krankheit und Arznei. Die Geschichte der Medikamente*, Berlin u. a. 1994.

Der Welt-Drogen-Bericht. Ein Jahresbericht des Observatoire géopolitique des drogues (OGD), München 1993.